



## Das „kleine KZ“ in der Nachbarschaft (22)

von Joachim Hennig

In der letzten Folge der Reihe wurde über Solidarität unter den Häftlingen und über Hilfe von außen berichtet. Dabei war auch das schwierige Verhältnis der Bevölkerung zu den Gefangenen angesprochen. Dazu gibt es sehr unterschiedliche Stimmen. Eine davon ist die des französischen NN-Häftlings Dr. André Ragot.

### Dr. André Ragot zum Mitgefühl der Bevölkerung

Er schrieb in seinen Erinnerungen über seine etwa 3 1/2-wöchige Haft im Teillager Treis: „Eines Tages – das ist das einzige Mal, dass ich eine Geste der Güte von einem zivilen Deutschen festzustellen hatte – hat ein Mann zwei Äpfel vor mir auf der Straße niedergelegt und ist geflüchtet. Eine einzigartige Geste. Im Gesamten gesehen waren sie alle Nazis, eingeschrieben in der Partei (NSDAP, Erg. d. A.) und sie sagten uns: ‚Der Krieg! Noch sechs Jahre! Also, ihr werdet selbstverständlich alle vorher krepieren!‘ Wir antworteten ihnen: ‚Ihr auch, mit den Bombenangriffen!‘ Das hatte nicht den Anschein, ihnen zu gefallen, und ihre Beunruhigung erfüllte uns mit Wohlbehagen.“ Wie sehr André Ragot unter diesen Erniedrigungen litt, zeigen auch seine weiteren Ausführungen: „Die Menschen betrachteten uns im Vorbeigehen ohne Mitleid. Wir waren schließlich Banditen, Zwangsarbeiter! Also eines Tages nachdem ich einem Zivilisten, der mich gefragt hatte, was ich mache, gesagt hatte, dass ich Arzt war, kamen alle, die in der Nähe waren und betrachteten mich wie ein seltsames wildes Tier. ‚Was hast du gemacht‘, sagten sie mir erstaunt. ‚Ich liebe mein Land, so wie Sie das Ihre lieben, zweifelsohne‘, habe ich ihnen geantwortet. Ob sie verstanden haben (...) ? Haben sie verstanden, dass es kein Pardon gibt für einen Menschen, der einen anderen Menschen – sei es auch sein Feind, – so behandelt, so wie sie uns behandelt haben? Denn alle Schikane tendierten dazu, uns zu erniedrigen, uns zu Tieren zu machen, mit unserer Kleidung, unseren geschorenen Haaren, der Enge, in der wir lebten, unser Umgeben sein von Kriminellen, der Zwangsarbeit, der Anonymität jedes Einzelnen.“

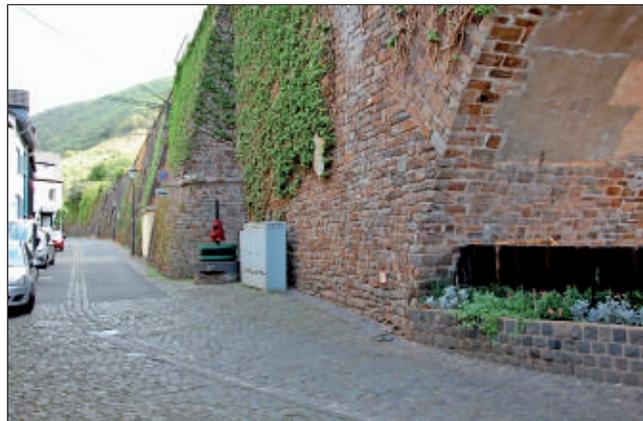
### Ein Apfel auf der Fensterbank

Andere hatten zum Teil eine andere Wahrnehmung. Das waren vor al-

lem die Bewohner von Treis und von Bruttig. Nicht wenige von ihnen berichteten davon, den Häftlingen auf dem Weg zur Arbeit oder zurück etwas zugesteckt zu haben – da einen Apfel, dort ein Stück Brot, mal eine Birne oder einen Brotkanten fallen gelassen oder auf die Fensterbank gelegt zu haben. All dies und mehr hat es sicherlich gegeben – auch wenn das nicht „aktenkundig“ geworden und „bewiesen“ ist. Die Frage ist „nur“, in welchem Umfang das geschah und ob und wie man die Häftlinge das Mitgefühl spüren ließ. Und bei allem muss man auch die Lügen der SS über die Häftlinge („Schwerverbrecher, Zuchthäusler, Abschaum“) und die androhten Strafen bedenken. Ebenfalls muss man sehen, dass die damaligen Bewohner von Treis und Bruttig sich die Einrichtung und den Betrieb des KZ-Außenlagers im Dorf und die Existenz und Behandlung der Häftlinge in der unmittelbaren Nachbarschaft nicht ausgesucht hatten. Da tat es gut und war eine „Entlastung“ des schlechten Gewissens, Zuschauer und Mitwisser dieser Verbrechen zu sein, wenn man von vielfältigen Hilfeleistungen für die gequälten und leidenden Menschen berichtete.

### Hilfe der Bürger von Kail

Eine große Ausnahme war die Hilfe Kailer Bürger, die auch durch zahlreiche Zeitzeugen nachgewiesen ist. Durch den Ort Kail zogen täglich zweimal 12 bis 14 KZ-Häftlinge, die auf dem Pommerner Berg Schneisen in den Wald für eine Überlandleitung schlagen mussten. Sie kamen von Treis und hatten ihre Arbeitsgeräte in einer Stellmacherei deponiert. Wie es heißt, mussten die Kailer jeden Tag das Elend der Häftlinge mit ansehen, konnten es aber nicht ertragen. Deshalb stand eines Morgens ein Topf Kartoffeln auf einem Mäuerchen vor der Stellmacherei. Die Gefangenen machten sich darüber her, ohne dass die Wachsoldaten dagegen einschritten. Bei der nächsten Gelegenheit fasste der Stellmacher Mut und fragte, ob die Häftlinge etwas zu essen haben dürften. Die Soldaten hatten nichts dagegen. Und so erhielten die Gefangenen eine Mahlzeit in der Waschküche bzw. Werkstatt und die Wachleute aßen in der Küche. Diese Hilfsaktion einer einzelnen Familie sprach sich in Kail schnell herum. Sehr bald kamen re-



In Bruttig: Rechts der Bahndamm und Weg der KZ-Häftlinge zur Arbeit im Tunnel (Foto: Manfred Ostermann).

gelmäßig Frauen aus der Nachbarschaft und brachten Taschen voller Lebensmittel, Brot, Kartoffeln, Obst und geschmierten Brote, diese waren besonders beliebt. Fast das ganze Dorf setzte sich so für die KZ-Häftlinge ein. Erstaunlicherweise wurde diese Aktionen auch nicht verraten – nicht von den anderen Dorfleuten und auch nicht von den Wachsoldaten. Sie dauerte an, bis dieses Kommando vier, fünf Monate später aufgelöst wurde.

### Eine Art Resümee

Über die Hilfe der Bevölkerung insgesamt kann man viel so oder so reden – man wird zu keinem Ergebnis kommen, es sei denn zu einem „ich weiß nicht“. Schließlich haben wir Heutige das alles nicht erlebt. Und die ganz wenigen noch lebenden Zeitzeugen können aus eigenem Wissen nur von der einen oder anderen Hilfeleistung berichten. Wie soll man auch im Nachhinein die ganze Situation angemessen bewerten? Immerhin gab es durchschnittlich 1.500 Häftlingen in den beiden Teillagern Treis und Bruttig, die täglich einmal zur Arbeit hin und einmal wieder zurück gingen – und das fünf Monate lang. Das waren theoretisch 450.000 Gelegenheiten zur Hilfe. Dieses Rechenbeispiel zeigt, wie solche Überlegungen nur in die Irre führen können. Und ein weiteres: Für einen absolut Hilfsbedürftigen ist eine gewisse Hilfe immer zu wenig; und für einen sich der Gefahr der Bestrafung aussetzenden Helfenden ist jede Hilfe eine große Tat.

Was schrieb der polnische Häftling Josef Samluk, der später als André Ragot in Bruttig war – zu einer Zeit, in der die Leute in Bruttig etwas

Hungerödemen, Tuberkulose und Wundentzündungen. Für diese Krankheiten gab es praktisch keine medizinische Versorgung. Bis zum Karfreitag, bis zum 7. April 1944, waren unter den Häftlingen zwei Ärzte, Dr. André Ragot und Dr. Roger Chazette. Von Dr. Ragot wissen wir, dass er sich im Teillager Treis um die kranken Häftlinge kümmern sollte. Das geschah nach seiner eigentlichen Arbeit als Häftling und ersichtlich ohne eigenen Raum, Instrumente und mit allenfalls ganz wenigen und kaum wirkungsvollen, speziellen Medikamenten.

Nach dem Rücktransport der beiden Ärzte in das Hauptlager Natzeiler bestand das gesamte medizinische Personal wohl nur aus dem Häftling Heinrich (Heinz) Gräper. Gräper war ein langjähriger Häftling, der sich im Betrieb eines Konzentrationslagers auskannte. Im März 1939 war er als „Grüner“, als befristeter Vorbeugehäftling (BVer), im Jargon Berufsverbrecher, ins Konzentrationslager gekommen. Da er von Beruf offenbar Sanitäter war, wurde er als Funktionshäftling in dieser Funktion auch in Cochem eingesetzt. Eine wirkliche Krankenversorgung war damit nicht möglich. Das war auch gar nicht von der SS beabsichtigt. Die Häftlinge sollten arbeiten und arbeiten – und wenn das nicht mehr ging zugrunde gehen. Es gab ja genug in den Konzentrationslagern, allein mit dem Transport am 7. April 1944 waren 700 Gefangene aus dem KZ Lublin-Majdanek und am 3. Mai 1944 850 aus dem KZ Auschwitz an die Mosel gekommen.

Die medizinische Versorgung änderte sich – wie schon früher berichtet – Mitte Mai 1944 mit der Ankunft des französischen Häftlings Dr. Paul Lagey. Lagey kam mit einem Einzeltransport vom 19. Mai 1944 und wurde dann offiziell als Häftlingsarzt eingesetzt. Hintergrund war aber keine allgemeine „Wohlthat“ der SS für die ausgemergelten und kranken Häftlinge, sondern vielmehr die Bekämpfung des Fleckfiebers. Die dort ausgebrochene Epidemie war eine Bedrohung für das gesamte Lager, nicht nur für die Häftlinge, sondern auch für die zivilen Arbeiter und die SS-Leute. Um diese einzudämmen, wurde die SS aktiv und kümmerte sich insofern um eine Krankenversorgung.

mehr über die Gefangenen wussten und die Siegesgewissheit nach der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie immer seltener und unwahrscheinlicher wurde: „Die Arbeits- und Lebensbedingungen waren sehr schlecht. Der Gesundheitszustand und die physischen Kräfte schmolzen von Tag zu Tag und die Sterblichkeitsrate war sehr hoch. Das Aussehen der Gefangenen war erbärmlich. Es war ein furchtbarer Anblick für die Leute aus Bruttig, wenn diese geschundenen Gefangenen mit einer Eskorte täglich durch Bruttig zum Tunnel geführt wurden. Wenn wir frühmorgens zum Tunnel geführt wurden, kam Pfarrer (Reiter, Erg. d. A.) öfter vor die Kirche und schaute uns lange und ernst an. Viele von uns haben das als Solidarität mit uns empfunden und als Ausdruck gegen das Unrecht der Nazis. (...) Pfarrer (Reiter, Erg. d. A.) behielt ich in guter Erinnerung, auch einen älteren Herrn, der uns bei der Arbeit an der Mosel beaufsichtigte. Er hat mit uns sein eigenes Brot geteilt.“

### Verletzungen und Krankheiten

Zum Alltag der Häftlinge gehörten auch Verletzungen und Krankheiten. Schwere und schwerste Verletzungen gab es immer wieder bei der harten Arbeit, die die Häftlinge geschwächt und völlig unzureichend ernährt täglich leisten mussten. Die braune Brühe morgens, der Liter Wassersuppe mittags und der Kanten Brot mit einem Kleks Marmelade abends führten sehr bald zur körperlichen Auszehrung und diese wiederum zu zahlreichen Krankheiten.

Die meisten Häftlinge litten an Magen-Darm-Erkrankungen, viele an

Joachim Hennig